

LUDWIG VON FICKER
zum Gedächtnis
seines achtzigsten Geburtstags

Privatdruck

dem Jubilar gewidmet von seinem Freunde Dr. Joseph E. Drexel
in Nürnberg, Druckhaus Nürnberg

ZU SEINEM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG

AM 13. APRIL 1960 HAT DIE
FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

LUDWIG VON FICKER

DIE WÜRDE EINES EHRENDOKTORS DER PHILOSOPHIE
VERLIEHEN

DIE ÜBERREICHUNG DES DIPLOMS ERFOLGTE
DURCH UNIV.-PROFESSOR DR. WALTHER KILLY/BERLIN
IM SENATSSITZUNGSSAAL DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK
NACH BEGRÜSSUNGSWORTEN DES REKTORS
PROFESSOR DR. ERICH SACHERS

DIE HIER MITGETEILTE DANKREDE
(FÜR DEN DRUCK REVIDIERT UND ERGÄNZT)
SPRACH LUDWIG FICKER NACH ENTGEGENNAHME
DES DIPLOMS

MITGESCHRIEBEN WURDE UND HIER BEIGEgeben
IST EINE ANSPRACHE, DIE WÄHREND DES FESTMAHLS
MARTIN HEIDEGGER AN DEN JUBILAR GERICHTET HAT

QUOD FELIX FAUSTUMQUE ESSE IUBEAT DEUS TER OPTIMUS MAXIMUS

**IN LIBERA UNIVERSITATE LITTERARUM
BEROLINENSI**

RECTORE MAGNIFICO

EDUARDO NEUMANN

PHILOSOPHIAE DOCTORE PROFESSORE PHILOLOGIAE GERMANICAE IN HAC

UNIVERSITATE PUBLICO ORDINARIO

SPECTATISSIMUS VIR

CAROLUS HINRICHS

PHILOSOPHIAE DOCTOR PROFESSOR HISTORIAE RECENTIORIS IN HAC

UNIVERSITATE PUBLICUS ORDINARIUS

SACRAE THEOLOGIAE DOCTOR ORDINIS PHILOSOPHORUM HOC TEMPORE DECANUS

PROMOTOR LEGITIME CONSTITUTUS

EX UNANIMI EIUSDEM ORDINIS DECRETO

VIRUM DOCTISSIMUM ET HUMANISSIMUM

LUDOVICUM DE FICKER

CUI LABORE RELIGIONEQUE MAXIME VEXATO IN TANTIS AETATIS TENEBRIS TEMPUS

ET HORA PHILOSOPHIAE POESI LITTERIS PENITUS SE DEDENDI FUIT

QUI SINCERA AMICITIA FIDEQUE IMPULSUS POETAM MAXIME EGREGIUM ATQUE EIUS

OPUS SUMMO STUDIO DILIGENTIAQUE PERPETUA IN USUM OMNIUM LINGVAE

GERMANICAE SCIENTIUM COLUIT OBSERVAVIT ADIUVIT

QUI CONSILIIIS CONSTANTIA ASSIDUITATE NECNON PATIENTIA AERUMNARUM ID

AGITAT SECRETO UT NOVO SAECULO PRISCA VERA SERVENTUR

QUI TOTO OPERE TOTAQUE VITA EXPETIVIT TRANSITUM QUASI

BRENNERUM EX VALLE LACRIMARUM IN ARVA BONAE SPEI VERAE

DOCTOREM PHILOSOPHIAE HONORIS CAUSA

CREAT CREATUM RENUNTIAT RENUNTIATUM PROCLAMAT

IN CUIUS REI TESTIMONIUM HOC PUBLICUM DIPLOMA ORDINIS PHILOSOPHORUM

DECANUS IPSE SUBSCRIPSIT

DIE XIII. MENSIS APRILIS ANNI MCMLX

Carl Hinrichs

LUDWIG VON FICKER

DANKSAGUNG

Verehrte Anwesende!

Unlängst, bei einem Blick in unsern Reimmichl-Kalender, konnte ich zu meiner Überraschung feststellen, daß mein achtzigster Geburtstag auf einen Tag der Karwoche fällt, der im Volksmund — ich weiß nicht warum — „der krumme Mittwoch“ heißt. Das klingt nicht gerade ermutigend. Aber es soll mir recht sein, vorläufig wenigstens, und ich bin momentan auch nicht weiter neugierig, falls jemand unter Ihnen geneigt sein sollte, mir diesbezüglich sofort mit der richtigen Auskunft zu dienen.

Aus dieser Andeutung können Sie schon ersehen, wie locker im Grunde — oder wie gespannt, je nachdem — meine Beziehungen zur Wissenschaft sind. Nicht zu jeder, versteht sich. Vorwiegend nur zu Disziplinen, die im Bunde mit dem unheimlich geheimnisvollen Aufschlußbereich der Mathematik (sie hat mich schon bei der Matura durchfliegen lassen) jene unabsehbaren Fortschritte technischer Errungenschaften hervorgezaubert haben, deren himmelstürmende Auswüchse und welterschütternde Rückwirkungen — auch auf unseren Geisteswandel — wir heute mit gemischten Gefühlen erleben.

5

Eine Ahnung davon muß übrigens schon, wie angedeutet, meiner ratlosen, in lauter Prüfungssängsten vor jenen ominösen Lehrfächern verbrachten Gymnasiastenzzeit nahe gegangen sein. Eigentlich — heu me miserum! — wollte ich ja Schauspieler werden, doch erschrecken Sie nicht! Ich möchte jetzt nicht — oder doch? — eine Art Osterbeichte vor Ihnen ablegen, um allenfalls noch vor dem Heimgehen Generalabsolution für ein Bekenntnis zu erlangen, das der einschlägigen Wissenschaft, der so geschickt, wie ich höre, mit Geständniswilligkeiten wie Geständnischwierigkeiten operierenden Psychiatrie, ohnehin geläufig ist: daß nämlich Schwermut eine Zeitlang, wenn auch kaum ein ganzes Leben hindurch, das fatale, das verzweifelt irreführende Gesicht von Leichtsinne annehmen kann.

Nur so kann ich mir ja zur Not selbst erklären, daß und warum ich einst väterliche Erwartungen im Hinblick auf meine Tauglichkeit zu normaler Wohlgeratenheit — das hieß aber: zu anstandsloser Bewältigung eines nach Gutdünken erwählten Hochschulstudiums — nach fruchtlosen Bemühungen, mit meinen Unzulänglichkeiten fertig zu werden, ein anscheinend endgültig verlorener Sohn, zu meinem eigenen Leidwesen enttäuschen mußte. Ich weiß nicht, verehrte Zuhörer, ob Sie sich vorstellen können, wie das ist und wie einem das nachgehen kann, wenn man dem Sterbebett eines tiefbekümmerten, ehrfürchtig bewunderten Vaters auch noch in der Abschiedsstunde kaum mehr oder nur noch wie von ferne nahen darf. Mir jedenfalls ist das widerfahren, und ich habe es nicht vergessen.

Warum ich das sage? Warum ich aus dieser schmerzlichsten Erfahrung meiner entscheidenden Jünglingsjahre vor Ihnen, einem so feinhörigen, wie ich spüre, und wohlgesinnten Auditorium, kein Hehl mache? Noch dazu an einem Prachttag wie heute, der doch, auch wenn Gründonnerstag und Karfreitag schon vor der Tür stehen, ein Freu-

6

dentag für mich sein soll angesichts der besonderen Aufmerksamkeit, die mir gerade von seiten der Wissenschaft in diesem festlichen Augenblick entgegengebracht wird?

Ja, warum? Warum, so frage ich mich selbst, hast du dieses Geständnis nicht lieber für dich behalten? Nun: einfach deshalb, glaube ich, weil es das Grunderlebnis berührt, das heilsame, das mich scheinbaren Leichtfuß schließlich doch nötigte, vor Gott und meinem Gewissen ernstlich mit mir zu Rate zu gehen, wollte ich dem Grabscheit meiner Selbstvorwürfe nicht am Ende hilflos zum Opfer fallen. Bei nächstbester Gelegenheit, das war mir klar, mußte ich einen Rehabilitierungsversuch unternehmen, koste es was es wolle; auf eigene Verantwortung, versteht sich, und auf gut Glück. Daß der „Brenner“, die Zeitschrift, die ich späterhin als meine eigentliche Lebensaufgabe begreifen sollte, diese beste Gelegenheit, meinen Pietätsbedürfnissen zum Durchbruch zu verhelfen, zunächst nicht war, das weiß jeder, der ihren polemischen Entwicklungsgang von seinen kümmerlichen Anfängen bis in jene Regionen verfolgt hat, wo die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die auf ihrem Boden stattgefunden hatten, in dem religiös bewegten Element ihrer Ausgangsfolgen zum Stillstand kamen und meine Aufgabe erfüllt schien. Wenn Sie mit mir einen Blick zurückwerfen auf dieses Halbjahrhundert eines angestregten Existenzesatzes — zum eigenen hoffentlich wie zum Heile anderer —, dann werden Sie begreifen, wie groß der Dank ist, den ich heute dem Walten der Vorsehung, dem Andenken meines Vaters, das ja auch an dieser Hochschule noch nicht erloschen ist, wie dem Beistand von Dichtern und Denkern schulde, die trotz der beträchtlichen Konflikte, die vorübergehend zwischen ihnen ausgebrochen waren, meinem gewagten Experiment am Ende doch den Stempel eines in geistigem Betracht nicht ganz mißlungenen Versöhnungswerks aufdrückten.

Als solches ist es denn auch, Gott sei Dank, weithin in das Gedächtnis von Mitmenschen eingegangen, deren Erkenntlichkeit mir oft und manchmal in ergreifender Weise nahe ging. Sei es, daß sie in Kreisen der Emigration einer für immer verloren geglaubten Heimat nachtrauerten, oder aus den Verwüstungen der Kriege zurückkehrend nach neuen Wegen der Verständigung suchten. Kein Wort jedoch, kein überflüssiges mehr darüber, was mich die Erreichung dieses immerhin mit Leidenschaft ersehnten Ziels an Opfern gekostet hat, an Mühsal und Geduld! Das wissen ohnehin schon viel zu viele. Aber wenn Sie mich fragen, woher ich denn die Kräfte nahm, um diesen Prüfungen, die mir ja erst jetzt in Wahrheit und in vollem Ernste auferlegt waren, nicht zu erliegen, so kann ich Ihnen das einfache Rezept verraten, an das ich mich gehalten habe. Ich habe in allen, selbst den prekärsten Situationen, die mich unterkriegen sollten und es offenbar nicht konnten, den Wagnissen meiner Zuversicht, mochten sie bisweilen auch donquichotteske Züge annehmen, die Treue gehalten. Treue vor allem den Freunden, den selber glaubwürdig treu um mich besorgten, auch wo sie mich im Stich zu lassen schienen. Treue auch meinen alten Freunden an der Setzmaschine, denen ich — dem Anschein nach ein rechtschaffener entgleister Intellektueller — von meiner vieljährigen Notberufsausübung als Korrektor her in wahrer Hochschätzung verbunden blieb. Während ich — fast schäme ich mich, es zu gestehen — eine gewisse heilige Scheu vor privilegierten Lehrstühlen, so notwendig sie selbstverständlich sind, nie ganz losgeworden bin. Mag sein, daß meiner Schwerhörigkeit allzulang ein Nachklang der Kierkegaard'schen Unterscheidung im Ohre lag: „Das eine ist: zu leiden, ein anderes: Professor darin zu sein, daß ein anderer litt.“ Heute jedenfalls erhebe ich meinen Blick zu manch einer hoch- und ehrwürdigen Gestalt, von der wir lernen, ja immer wieder, als ginge es um eine Ent-

scheidung, lernen können, was Selbstentäußerung ist; denn mitunter wird doch sichtbar, erfreulich sichtbar, daß beide Passionen in ein und derselben Person, die unsere Aufmerksamkeit erregt, bedeutungsvoll zusammenfallen können.

Was nun die Freie Universität Berlin bewogen hat, mir dennoch, trotz dieser problematischen Umstände und über meine eigenen Bedenken hinweg, die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie zu verleihen, das haben Sie ja aus dem Munde ihres berufenen Sendboten eben vorhin, bei Überreichung des Ernennungsdiploms, vernommen. Herr Professor Killy und sein vortrefflicher Adlatus, Herr Szklenar, mögen übrigens überzeugt sein, daß ich die außerordentliche Sorgfalt, mit der sie die historisch-kritische Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen und Briefen vorbereiten, nach Gebühr zu schätzen weiß. Konnte ich doch genügend nachprüfen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie da am Werk sind, um in diesem besonders schwierigen Fall ihrer mühevollen Aufgabe gerecht zu werden.

Auch möchte ich nicht verhehlen, welch freudige Überraschung es für mich ist, daß Professor Martin Heidegger eigens aus Freiburg hierher gekommen ist, um heute an dieser Feier teilzunehmen — er, dem mich ein freundliches Geschick in diesen meinen Spätjahren auch noch persönlich nahegebracht hat. Vergegenwärtige ich mir ferner, und gerade im Hinblick auf ihn, wie eindrucksvoll und einleuchtend Aufschlüsse einer wesentlichen Denkbemühung sein können, deren Besinnliches in allem darauf ausgeht, sich und uns den Weg zur Sprache zu erhellen, dann freilich dürfte es allmählich an der Zeit sein, sich zu fragen: Was geht hier eigentlich vor? Wohin will das hinaus? Ja, worum geht es da im letzten?

Soweit diese Frage als Gewissensfrage mich selbst berührt, glaube ich sie bereits mit der Abschiedsfolge des „Brenner“ (1954) beantwortet zu haben. In jenen Nachrufen verpflichtender Art, die ich, um die Geschichte der Zeitschrift noch einmal markant hervortreten zu lassen, ihren verstorbenen Helfern gewidmet habe: Carl Dallago, Ferdinand Ebner, Josef Leitgeb, Georg Trakl, der ja — wie Theodor Haecker oder Ludwig Wittgenstein, der denk- und fragwürdige Positivist — mit seinem Namen schon weit hinaus in die Welt gedrun-gen ist. Während die Bedeutung von Zeugnissen noch lebender Autoren — etwa der Klärungsprozeß im Antlitz der Seherin Paula Schier oder (weiter zurückliegend) der tiefere Grund zur bewegten Meditierweise Anton Santers — erst künftighin faßbarer in Erscheinung treten wird.

Da es aber heute Ostern zugeht und mit ihm Pfingsten in Sichtweite rückt, lassen Sie mich noch eines Menschenbeispiels gedenken, das ich in diesem Zusammenhang nicht vergessen kann.

Vor Jahren, 1925, habe ich im „Brenner“ einen Beitrag gebracht, der mich schon im Manuskript so angesehen hatte, daß ich ihn unbedingt veröffentlichen wollte. Aber sein Verfasser äußerte Bedenken. Er wollte diese Sache nur zur Selbstentlastung, zur Selbstaufheiterung geschrieben haben. In der Tat glich, was mir da in neuem vollgeschriebenen Schulheft unter dem Titel „Indikativ und Konjunktiv“ vorlag, keiner Abhandlung, die sich in sprachtheoretischen Erörterungen er-ging, sondern einem gelungenen Possenspiel mit elegischem Einschlag, das aber gerade die Tauglichkeit solcher Lehrgänge zur Bewahrung vor Illusionen, wie sie unausgelüftete Seelenhaushalte und beschränkte Wirklichkeitsvorstellungen großzuziehen pflegen, überwältigend ad

oculos demonstrierte. Was da im Ablauf einer turbulenten Szenenfolge zugleich an gutgelaunter Zeit- und Weltlaufkritik zum Vorschein kam, vertraug sich jedenfalls prächtig mit dem Anschauungsunterricht dieses grotesken Phantasiegebildes, das die Originalität seiner Einfälle geschickt im Rahmen einer historisch überlieferten Situation zu spiegeln verstand. Als solches hat es im „Brenner“ seinerzeit auch Aufsehen erregt. Aber heute? Wer möchte schon ohne weiteres zur Kenntnis nehmen, was eine Travestie dieser beherzten Art über den Tiefgang ihrer melancholischen Beweggründe und unter dem Deckmantel scheinbaren Übermuts auch heute noch an eigentümlicher Poesie ausstrahlen vermag?!

Diese denkwürdige Sache also hatte ein merkwürdiger Mensch geschrieben. Ein gebürtiger Meraner, der Lehrer Daniel Sailer. Äußerst kritisch veranlagt, allem literarischen Ehrgeiz, besonders bei sich selbst, mißtrauend, hielt er gleichwohl eine unerschütterliche Bewunderung für alle Offenbarungen des Echten und Bedeutenden aufrecht, die ihm im Bereich der Dichtkunst wie des philosophischen Denkens jemals begegnet waren und seinem tiefeingewurzelten Bedürfnis nach Erkenntlichkeit entsprochen hatten. Seine Erfahrungen hierin, seine Literaturkenntnisse — Früchte einer früh schon gehegten Vorliebe für alles, was den Geist gleichsam von seinem Ursprung her und den Wirklichkeitssinn aus erster Quelle speisen, anregen, antreiben und womöglich über sich hinauswachsen lassen konnte — waren erstaunlich. Sie reichten vom Altertum bis herauf in die jüngste Zeit. So war er, um nur einige Beispiele aus vertrautem Umkreis zu nennen, ein glühender Verehrer Trakls, ein Bewunderer Santer-scher Nokturnen, und von Bedenkern des Wortes dem Spürsinn Ferdinand Ebners besonders aufgeschlossen. Er kannte Jaspers, Heidegger (gründlicher eingelesen wohl in sein Werk als ich dazumal und

manch einer, dem Distanzhalten in diesem Fall zunächst das Klügere schien). Dem äußeren Ansehen nach ungefähr das, was die Welt, ahnungslos wie sie gemeinhin ist, einen sonderbaren Heiligen zu nennen liebt, immerfort auch — in übertragenem Sinne wie in Wirklichkeit — auf Wanderschaft zwischen Hier und Dort, schien Sailer heimgesucht von seinem rastlosen Geist, wo immer er auftauchte (um bald wieder zu verschwinden), und denkwürdig gezeichnet von den Mühseligkeiten eines Lehrberufs, der zeitlebens ein Lernberuf für ihn blieb und also einer Berufung gleichkam. Dieser folgend, hat er denn auch späterhin, nachdem er bei Professor Froeschels in Wien und als Helfer in den Bodelschwingschen Anstalten zu Bethel sich die nötigen Erfahrungen geholt hatte, die ganzen Restkräfte seiner ungewöhnlichen Begabung, sich selbst nur den dürftigsten Lebensunterhalt zumessend, der Erziehung sprachbehinderter, gemütsverörter Kinder gewidmet, Hilfsschulen dieser Art im Lande gegründet —: ein Heilpädagoge von hohem und verbreitetem Ansehen, als er vor zwei Jahren, siebzigjährig, in unserer Nachbarstadt Hall nach kurzer Krankheit verschied und in aller Stille, wie er es gewünscht, hier in Innsbruck begraben wurde. Mütter und Elternpaare standen an seinem Grab. Trotz frühester Morgenstunde. Lehrer, Schüler, die er herangebildet. Freunde und Menschen, die ihn geliebt. Es war in Ordnung und nicht zu verwundern. Der Ruf eines Pestalozzi von Tirol, den er selbst nur belächelt und als Mißverständnis zurückgewiesen hatte, ist ihm geblieben.

Dies also war Daniel Sailer, der Mensch. Oder besser gesagt, weil entsprechend wahrgenommen: das konnte, das durfte er sein. Denn die Eigenfremdheit menschlichen Wesens, unser aller Erbteil, war im

Eigentümlichen seiner Erscheinung so gut wie in des Wortes zweier, ja dreifacher Bedeutung „aufgehoben“.

Besehen wir uns aber das Opus näher, das Kuriosum, das er seinerzeit meinen Händen anvertraut hatte als einzig einsehbares Dokument einer Versuchung zu literarischem Ehrgeiz, dann läßt sich erst erkennen, aus welcher tiefgreifenden Vor- und Rückbesinnungen, scheinbar widerstreitenden im Wahrnehmungsbereich der stürmisch auf ihn eindringenden Zeitumstände, die seltsame Existenz dieses Menschen ihre Gelassenheit wie ihren Blick für das, was not tut, bezog. Zunächst sollte es ja freilich unser Ohr ansprechen, dieses weise hinter das Licht seiner wahren Absichten führende Schelmenstück „Indikativ und Konjunktiv“, das sich — vermutlich einer von selbst sich aufdrängenden Sinnenharmonik zuliebe — zugleich den klingenderen Untertitel „Kunz von der Rosen“ zugelegt hatte. Denn nicht zu übersehen, sondern deutlich von ihren Hintergründen her bis in die Vordergründe zu verfolgen sind die phantastisch vergewaltigten Vorgänge, die sich hier auf geschichtlich verbürgtem Boden, bei wechselnder Beleuchtung zwar, doch immer wie unter einem gleichbleibend düster verhängten Soffittenhimmel als ein Wandelpanorama unwahrscheinlich febrig erschauter Wirklichkeitsgesichte abspielen. Bis schließlich der ganze Spuk in einen klaren Morgen des Wachgewordenseins mündet, der Ausgeschlafenheit und — der Auf-
erstehung.

Denn es liegt Karsamstagszauber, Ostererwartung — wie heut unter uns — über diesem Hörspiel um Kunz von der Rosen, den Hofnarren und „lustigen Rat“ Kaiser Maximilians, transparent dargestellt, gleichsam als ein Luft- und Versuchsballon leicht vertauschbarer Wirklichkeiten, auf dem imaginären Schauplatz jener historischen Episode, als Max, der letzte Ritter und König von Flandern, preisgegeben

einer aufrührerischen Stadtbevölkerung und dem Wankelmut seines windigen Gefolges, in Brügge gefangen saß. Nichts ergötzlicher als diese tiefsinnig aus dem Schoß einer ironischen Weltbetrachtung gehobenen Dispute, die Kunz von der Rosen — um vorerst unerkannt zu bleiben, hat er eine Franziskanerkutte über sein Narrenhabit geworfen — mit dem Teufel von Brügge führt. Dieser Teufel aber, von den Behörden der belagerten Stadt ausgeschickt, seinen gefürchteten Widerpart im Weichbild der Stadt aufzuspüren, um ihn vor Übergabe milder zu stimmen, ist in Wahrheit ein armer Teufel, ein Hungerleider mit zahlreicher Familie, der seinen pompös-diabolischen Rufnamen nur als überkommenes Ahnenerbe von früheren Stadtspielen her führt. Eigentlich heißt er, doch man lache nicht, Leonhard Pfannzelter . . . Denn das ist ein netter, anheimelnder Name, offenbar tirolischen Ursprungs und ein Beweis dafür, wie leicht und gern sich einheimische Reminiszenzen dem schweifenden Geist des humorvollen Dialogführers verbanden, der Daniel Sailer, trotz gelegentlicher Hinneigung zu monologischen Exkursen, auch im Leben war. So können die beiden Gesprächspartner hier gemächlich und gemütlich durcheinander- und zusammenwirken, um beileibe nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als seien es lediglich Hirngespinnste, angestammte, an die sie sich, soll nicht von vornherein alles schiefehen, in ihrem Frage- und Antwortspiel zu halten haben. Dieses also dreht sich beherzt um die Feststellung, was Möglichkeit sei und was Wirklichkeit, und kolossal interessiert hört der Pseudo-teufel (während die Wahrheit, eine Jungmädchengestalt, unbeachtet an ihm vorbeigeht) den Belehrungen zu, die der Pseudo-Franziskaner am Brunnenrand ihm über den Unterschied von Indikativ und Konjunktiv zukommen läßt: „Ein Mensch, seht ihr, das ist so etwas zwischen Indikativ und Konjunktiv. Etwas, das ganz Indikativ werden

möchte und doch nie ganz vom Konjunktiv loskommen kann.“ — „Und ganz Indikativ, hat's das nie gegeben?“ — Kunz: „Wenn das geschieht, macht die Sonne drei Freudensprünge!“ — Darauf der Teufel verwundert: „Das soll ja morgen sein, am Ostersonntag!“ — Stimmt.

Sie sehen: ein Hörspiel, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Auch heute noch. Ja, heute vielleicht noch mehr als ehemals. Denn beachten Sie bitte, daß es eine Signallaterne ist, die dieser Kunz von der Rosen bei verfinstertem Abendhimmel und in eine seltsame Art von Wachsinn, Wahrsinn versponnen — in der Karwoche soll ja beim Schweigen der Glocken im Freien kein Licht brennen — und je nach Bedarf wie ein Zauberer schwingt; wie einer, der höherer Weisung folgt, um damit die Befreiung seines Souveräns aus den Fängen einer unwürdigen Umwelt zu beschleunigen —: wenn Sie sich also das klar machen, dann werden Sie verstehen, wie sehr mir dieses Spiel, ein unausschöpfbares Sinnspiel, nach allem, was ich selbst erleben mußte und durfte, ans Herz gewachsen ist. Denn es ist vom Fleisch und Blute derer, die von dem unheimlichen Sinn des Lebens bis an die Grenze des Verrücktwerdens verfolgt wurden — sowohl was das machtvoll Erhebende als auch das Niederschmetternde seiner offenkundigen, seiner täglich aufgeschlosseneren Geheimnisfülle betrifft. Was aber könnte uns diese eindringlicher zu Gemüte führen als der vielberufene Anblick des gestirnten Nachthimmels im Bilde der Schöpfung, dem nächtlich erhellten, wenn sich darunter in einem Herzen voll Bangigkeit noch immer die Frage nach Herkunft, Gestaltwandel und Zielbestimmung von Sprache und Wort im Dasein des Menschen regt?! Oder wollen wir, Gottes Geschöpfe im vermeintlich Guten wie im Kernschatten des Bösen, uneingedenk der Offenbarung in der Fülle der Zeit, den Boden unter den Füßen am Ende gar mit Wonne

verlieren, der uns vorläufig noch trägt? Außer acht lassend bis zur Vermessenheit die Gefahren, die einst den Alptraum des Dichters Georg Trakl gebildet haben: „des Menschen goldenes Bildnis verschlänge die eisige Woge der Ewigkeit.“?

Lassen Sie mich daher noch einmal sagen, was ich im Rückblick auf den verewigten Seher schon wiederholt zu Gehör gebracht habe, aber heute eindringlicher als je zu bedenken geben möchte:

Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großherzig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns danach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit gegeben. Wer immer das an sich und Mitmenschen erfahren durfte, den Sinn eines oft armselig bewegten Lebens erstaunt darin begreifend, der wird auch jede Äußerung eines natürlichen Geistesadels, sofern er nur das rechte Maß eines gehobenen Selbstbewußtseins in sich trägt und es anderen unverblendet mitzuteilen weiß, freudig begrüßen und bewundern. Es gibt aber in einzelnen, hin und wieder denkwürdig Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstörttheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzther Sichtbaren etwas Schmerzgeheiltes hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln und auch kein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöbe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich beklommen in unser aller

Zeitpatiententum miteingeschlossen sieht. Dann aber wird ihm die Wahrheit eines Satzes einleuchten, den Leopold Liegler, ein Wiener Schriftsteller von Rang, der vor zehn Jahren gestorben ist, als eine Art Vermächtnis niedergeschrieben hat:

„Was die Liebe tut und das Opfer, die Hingabe an das Große und Ewige, aus dem wir Kraft schöpfen und Mut, das reicht aus, das letzte Geheimnis des Lebens eben noch zu erblicken und ihm zu dienen, bis ans Ende, ja bis darüber hinaus; denn niemand weiß, wo zwischen äußerster Fragwürdigkeit und allerletzter Selbstverständlichkeit die Grenze verläuft.“

Mit dieser Feststellung also, gestützt auf Erinnerungen, die mir teuer sind, wollte ich meinen Dank ausgesprochen haben. Geziemenden Dank vor allem der Freien Universität Berlin für die besondere Auszeichnung, die sie mir heute zuteil werden ließ; der Universität Innsbruck, deren Ehrenmitglied ich schon seit Jahren bin, für die Bereitstellung des schön geschmückten Saales, in dem diese Feier vor sich gehen darf; Seiner Magnifizenz wie auch den Leitern der germanistischen Unterrichtsfächer, die sich eingefunden haben, um mich zu beglückwünschen, und Ihnen allein, die Sie mir in dieser Stunde gegenseitiger Erkenntlichkeit eine Aufmerksamkeit geschenkt haben, die mir für den Rest meiner Tage — und hoffentlich auch Ihnen, denen ich noch ein Leben voll guter Besinnungen wünsche — in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

ANSPRACHE

Lieber, hochverehrter Freund!

Was man so Wirkungen nennt! Während Ihrer „Osterbeichte“ habe ich das, was ich sagen wollte, umgeworfen, und sage jetzt etwas anderes. Während Sie sprachen, kam mir die Erinnerung an ein Wort, das bei Antoine de St. Exupéry steht in seinem nachgelassenen Werk „Citadelle“ und das lautet: „Fonde l'amour des tours qui dominant les sables“, „Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.“

Die Wüste ist der Bereich, wo es kein Wachstum gibt. Nicht nur nicht gibt, sondern die Wüste ist der Bereich, der nichts wachsen läßt... Unheimlicher als Zerstörung ist Verwüstung. Und in einem gewissen, weit gedachten, aber gleichwohl nicht verneinend verstandenen Sinn möchte ich sagen, daß wir in einem Zeitalter der Verwüstung leben, insofern kein Wachstum mehr ist, sondern alles der Planung und Berechnung unterworfen wird bis in die Sprache, die in absehbarer Zeit zu einem Instrument der Information umgebildet sein wird. „Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.“ Die Türme! Der Dichter dachte an andere Türme. Es gibt aber Türme, von

denen herab es läutet und die den Stundengang der Tage und Jahre zeigen. Von diesen Türmen läutet, wenn man es tiefer deutet, das Geläut der Stille: jenes Sagen, in dem die Dichter und die Denkenden zu sprechen versuchen.

„Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.“ Stiften heißt: Gründen und schenken. Stifte die Liebe! Wohl die tiefste Deutung dessen, was Liebe ist, steht bei Augustinus, in dem Wort, das lautet: „amo volo ut sis“, ich liebe, das heißt, ich will, daß das Geliebte sei, was es ist. Liebe ist das Sein-lassen in einem tieferen Sinn, demgemäß es das Wesen hervorruft.

Diese Liebe zu stiften, die das Wesenhafte sein läßt und nach dem genannten Wort die Liebe zu den Türmen ist, von denen das Geläut der Stille hörbar wird, diese Liebe zu stiften, zu gründen und zu schenken, übersteigt alle Leistung der Wissenschaft und alle Tat.

Und weil Sie, hochverehrter Freund, nach dem eben gedeuteten Wort ein Stifter sind, deshalb feiern wir dieses Fest und trinken den festlichen Trunk.